

Provokation in der Zeche

PUBLIK-FORUM, AUSGABE II / 2012,
SEITE 42, 8.6.2012

Ausstellung in einer ehemaligen Kokerei: Benediktinerinnen geben bewegende Antworten auf Grundfragen des Lebens

Diese Ausstellung ist eine Expedition. Ein fremdes untergegangenes Land durchmisst der, der sich der Zeche Zollverein in Essen nähert. Ein Stilleben aus Brücken, Förderbändern, Türmen aus Stahl und Beton. Ein Organismus, der seit seiner Stilllegung ausatmet. Diese Ausstellung ist eine Expedition. Das spürt der Besucher, wenn er die Mischanlage der Kokerei Zollverein betritt. Oben kam die Kohle an, in den Bunkerräumen. Natürlich ist nichts mehr davon zu sehen. Die Kohle ist weg, aus jeder Ritze und aus jedem Winkel verschwunden. Die fleckige Massivität der Betonwände, die lichtdurchwehte Größe des Trichterraumes halten aber die Erinnerung daran wach, um was es hier mal gegangen ist. In einer Mischanlage wurden die unterschiedlichen Kohlequalitäten zu einer optimalen Mischung für die Verkokung vermengt. Es ging also um Energie, bestmögliche Energie. Und darum geht es noch. „Dieser Ort ist kein Freilichtmuseum“, sagt Kurator Fabian Lasarzik. „Eher ein authentischer Ort, der vermitteln will.“ Und als man noch eine Stiege hochgeklettert ist, dringen die ersten Stimmfetzen an das Ohr, und auf einmal blickt man in das Gesicht von Schwester Clara. „Wir müssen Inhalte retten, indem wir die Form aufgeben“, hat sie gesagt. Die Benediktinerinnen aus der Abtei Mariendonk haben dem Projekt zugestimmt, weil ihnen das, was sie zu sagen haben so wichtig ist.

Und weil sie ahnen, dass das, was sie zu sagen haben vor dem Hintergrund von institutionell-kirchlichen Codes nicht mehr verstanden werden, fanden sie, dass dieser entleerte Ort, der aus der Erinnerung an einen vergangenen Abschnitt der Industriegeschichte lebt, ein unwirtlicher Ort, der „nicht für Menschen gemacht ist“ (Lasarzik) womöglich die bestmögliche Reflexionsfläche für existentielle Fragen ist, die sie Zeit ihres Lebens umkreisen. Und die auch die Fragen derer werden, die nun den Antworten der Nonnen lauschen können: Verstört, berührt, bewegt. Stellvertretend für diejenigen, die hier mal in der Kohle standen, die aber jetzt verschwunden sind und deren Gedächtnis nun eingeborgen ist in den grauen groben Beton dieser fast archaisch wirkenden Architektur. In ihrer aller Namen hat sie Thomas Henke, Professor für Neue Medien an der Fachhochschule Bielefeld den Nonnen gestellt. Man hört sie nicht im Film, man hört nur die Antworten der Frauen, sie umgreifen die Existenz des Menschen, sein Geworfensein in eine Welt, die vielleicht manchmal diffus und rätselhaft ist wie ein Bunkerraum in einer Mischanlage. Sie handeln von Tod und Sterben, Leben und Lieben, Schuld und Vergebung, Zweifeln und Glauben.

Sieben Jahre hat Thomas Henke mit seiner Frau an seinem Projekt gearbeitet. Entstanden ist ein viereinhalbstündiger „Film der Antworten“, der ohne Ende und Anfang als Endlosschleife montiert ist. Gesprächssequenzen sind immer wieder unterbrochen durch kurze Bilder klösterlichen Lebens: Versammlung zum gemeinsamen Gebet, Gartenarbeiten, zwei Schwestern beim Kartenspiel. Henke hat ihn mit seiner Frau Peggy aus einer Fülle von 80 Stunden Material herausdestilliert. „Film der Antworten“ ist Provokation und Missverständnis zugleich: Als könne man Fragen nach dem Sinn menschlicher Existenz beantworten. Aber es geht den Schwestern gerade nicht um

eine Katechese im Sinne eines formelhaften Frage-Antwort-Spiels. Die Nonnen begreifen das Leben als ein großes Rätselspiel hin zur Annäherung an eine große Unendlichkeit. Die Provokation ist, dass sie versuchen, dieses große Rätselspiel in großer Zuversicht anzunehmen. Glauben bedeutet dann vor allem, die Dialektik, ja auch die Paradoxien der eigenen Existenz aufzudecken und in einem großen Vertrauen zu akzeptieren, ja, wertzuschätzen. Und stehen zu lassen. So kann eine Schwester sagen: „Wenn es Gott überhaupt nicht gibt, wenn das alles nur eine Phantasie ist, dann habe ich Pech gehabt. Aber ich möchte dazu sagen, ich bin glücklich dabei. Selbst wenn das alles nicht stimmen würde, glaube ich, ist mein Leben gelungen.“ Es ist ein Wunder dieser Installation, dass Sätze wie diese nicht kitschig, verrückt oder naiv klingen, sondern berührend und in ihrer Selbstverständlichkeit für moderne Menschen, die im Sinnpluralismus selbstverständlich zu Hause sind ungeheuer provokant. Das mag daran liegen, dass die Frauen mir ihrer ganzen Existenz dafür einstehen und das lebenslange Ringen um Antworten nicht verbergen oder verschweigen, nein, dass man es in ihren Gesichtern lesen kann, das Ringen. Vielleicht können das im Raum der Kirche tatsächlich eher Frauen wie diese Nonnen, die sich in ihrem Kloster einen Raum der Freiheit geschaffen haben.

Interessant ist, dass die Ausstellung in der Zeche schwierig durchzusetzen war, wie Henke und Lasarzik erzählen. Offensichtlich rechnet man außerhalb der Kirche nicht damit, dass Christen zu existenziellen Fragen etwas Substantielles beitragen können – ohne gleich in einen Ideologieverdacht zu geraten. „Ausstellungen, die den Machtanspruch von Religion und Kirche diskutierten, funktionieren dagegen“, sagt Henke mit einem kritischen Blick auf die Kunstszene. Andererseits habe auch die offizielle katholische Kirche die Ausstellungskonzeption „kritisch begleitet“, erinnert er sich. Seine Eindrücke aus vielen Gesprächen sei der, dass man Bedenken habe, wenn die Schwestern auch über ihren Glaubenszweifel so offenherzig sprächen. Und das tun sie tatsächlich, sprechen von einer „fast schon lebensbedrohlichen Traurigkeit“, wenn sich „die Wirklichkeit Gottes entzieht.“ Es ist aber gerade diese Authentizität, die letztlich berührt und mitreißt, aufregt und anregt. Man sitzt da und begreift: Das Thema ist nicht mangelndes Glaubenswissen der Menschen, das die Kirchenkrise verursacht – ein gerade beliebtes Wort katholischer deutscher Bischöfe. Als müsse man das nur wieder anfüllen. Und alles würde gut. Schwester Clara oder Schwester Gertrudis würden bei dieser These wohl milde lächeln. „Ich glaube nicht deswegen, weil ich soviel erkannt habe. Das ist eher umgekehrt, ich möchte, weil ich glaube, immer mehr erkennen“, sagen sie. Es ist dieses absurde Vertrauen in Gott, aber auch in andere Menschen, von dem die Frauen immer und immer wieder sprechen. Und das in den Bann zieht: „Ich habe als Kontrastprogramm zum Kloster die Welt der Medien erlebt, und ich weiß, wie gewaltig diese Flut ist, wie aggressiv, und was ich für ein Glück habe, weil ich hier wirklich die Chance habe, dem Unsichtbaren einen Raum zu schaffen. Nur dadurch, dass das hier eine bilderlose Welt ist, eine ruhige Welt, eine einheitliche Welt. Das heißt, das Kloster bietet (...) die Möglichkeit, immer wieder zu fragen, wo läufst du hin?“ Und immer wieder einen Antwortversuch zu geben, lebenslang. Wer die Stiegen hinaufgeklettert ist, hat für einige Stunden die Möglichkeit, in diese Welt einzutreten. Ein großartiger, ein seltener Glücksfall. Peter Otten